Michael Wagner

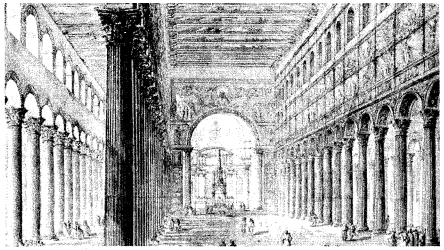
Das Jenseits der Akademie

Ob das Jenseits als Wissensraum mit einer Bibliothek, einem botanischen Garten oder einer Kunst- und Wunderkammer konkurrieren kann, mag mit guten Gründen bezweifelt werden. Zu unwirtlich und karg ist das Land jenseits des Okeanos, der die Erde vom Reich der Toten trennt. Nach Homer erreicht kein Sonnenstrahl diesen »unlieblichen Ort«, und ewige Nacht ist über die Seelen der Verstorbenen gebreitet. Und doch hat Odysseus die Reise zum Ende der Welt auf sich genommen, weil er von dem blinden Seher Teiresias und anderen Verstorbenen Auskunft über sein weiteres Schicksal erhalten wollte. (Homer, S. 139)

Nun gibt das Wissensbegehr des Odysseus, der mit seinen Gefährten durch die Welt irrt und von Heimweh geplagt ist, noch keinen brauchbaren Stoff ab für die Geschichte eines Wissensraums. Es ist eben reizvoller, wenn ein Lebender in den Hades hinabsteigt, um seine Geliebte abzuholen, als wenn einer sich bloß die Zukunft vorhersagen lässt. Aber auch das Totenreich hat im Verlauf der Geschichte seinen Charakter verändert. Gewiss bleibt es wenig einladend, und kein Chronist wäre auf die Idee gekommen, es als lieblich und betörend darzustellen wie etwa das Paradies. Doch das Elysium wird in dem Moment interessant, da die Schatten der Toten nicht mehr nur umherwandeln und klagen, sondern miteinander zu reden beginnen.

Lukian von Samosata, der Erfinder der Totengespräche, verwickelt griechische Helden und Herrscher, Philosophen und Götter in satirische Dialoge, bei denen die bestehende Werteordnung gründlich durcheinander gebracht wird. Kaum zufällig dürfen die kynischen Philosophen Diogenes von Sinope und Menippos mit Abstand die häufigsten Auftritte für sich verbuchen. Gleich im ersten Dialog bittet Diogenes den Polydeukes, der sich zurück auf den Weg zu den Lebenden aufmacht, um einen Gefallen. Er möge Menippos aufsuchen und ihm befehlen, »wenn er die Torheiten, die auf der Erde vorgehen, genug belacht habe, hierher zu kommen, wo er viel mehr zu lachen finde« (Lukian, S. 142). Insbesondere lockt Diogenes mit der Aussicht auf die armselige und lächerliche Figur, die die Reichen und Mächtigen abgeben, wenn sie sich an ihr komfortables Leben auf Erden erinnern. Menippos begibt sich tatsächlich in Richtung Unterwelt und gibt seine Visitenkarte gleich damit ab, dass er sich weigert, dem Totenschiffer Charon das fällige Fährgeld zu zahlen. Diogenes und Menippos, den weltlichen Gütern und Konventionen ohnehin nicht sonderlich zugetan, kommen auf ihre Kosten. Bevor man sich dem nicht abwegigen, aber doch einseitigen Urteil zuneigt, dass Lukian hier das Totenreich als eine Art Dorado für aussteigewillige Intellektuelle skizziert, in dem man sich über die ehemals Mächtigen der Welt amüsieren kann, sei zu bedenken gegeben, dass der syrische Kyniker des 2. Jahrhunderts auch einige erkenntniskritische Probleme aufgreift. Im 18. Gespräch treten Menippos und Hermes auf. Kaum im Hades angekommen, fragt Menippos den Götterboten, wo die schönen Männer und Frauen Griechenlands seien, von denen auf der Erde so viel Redens war. Hermes weist mit dem Finger in eine Richtung und sagt: »Dort sind Hyazinth und Narzissos und Nireus, und Achilles, und Tyro, und Helena und Leda, kurz alle die berühmten Schönheiten des Altertums auf einen Haufen beisammen.« Menippos wendet sich in die angegebene Richtung und ist entsetzt: »Ich sehe nichts als Knochen und kahle Schädel, die meistenteils einander gleich sind. […] Zeige mir wenigstens nur Helena! Denn ich selbst wüßte sie nicht herauszufinden.«

Hermes zeigt ihm den Schädel der schönen Helena, was die Desillusionierung des Menippos nur noch steigert: »Das war es also, warum sich ganz Griechenland in tausend Schiffe zusammenpacken lassen mußte, warum so viele Griechen und Barbaren fielen und so viele Städte dem Erdboden gleich gemacht wurden?« Daraufhin tröstet Hermes, der kluge und menschenfreundliche



Gott, den Neuankömmling, der sich an die andere Erscheinungsform der Dinge in der Unterwelt erst noch gewöhnen muss: »Du hättest sie in ihrem Leben sehen sollen! Du hättest gewisslich […] gestehen müssen, man dürfe es nicht tadeln, wenn Trojaner und Griechen um so ein Weib den Jammer des Krieges erdulden.« (Lukian, S. 187f.)

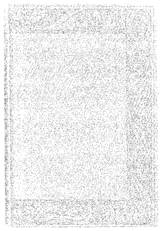
Der Hades ist kein modernes anthropologisches Museum, in dem sich Überbleibsel derjenigen Personen betrachten lassen, die man zu Lebzeiten vielleicht gern getroffen hätte – obwohl Menippos bei seiner Ankunft in der Unterwelt sich genau das erhofft hatte. Doch ebenso wie ein physischer Anthropologe war er der Überzeugung, dass er am Körper der Verstorbenen Eigenschaften wahrnehmen könne, die auf den ehemals lebendigen Menschen verweisen. Womöglich war Menippos durch die bildende Kunst fehlgeleitet und dachte, dass sich die Schönheit der Helena in der Unterwelt ähnlich konservieren lasse wie in einer Skulptur. Aber der Hades ist auch kein Kunstmuseum, in dem der Schönheit des Körpers gehuldigt wird.

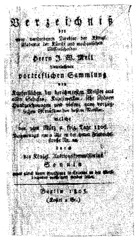
Ganz ähnlich ergeht es Menippos dem Kyniker mit den Schädeln der griechischen Gelehrten. Nichts an ihnen deutet mehr auf ihre Weisheit hin. Empedokles, Sokrates, Thales – sie alle haben kahle Schädel und »aufgestülpte Affennasen« (Lukian, S. 192). Der Hades ist also auch kein Walhalla, in dem die Köpfe der verdienten Toten bewundert werden dürfen. Menippos hat sich von seinen Hoffnungen und Illusionen rasch befreit, denn in dem Moment, da er der Knochenversammlung ansichtig wird, entwickelt er sich zum ersten Kritiker der physischen Anthropologie ebenso wie einer kultischen oder kulturellen Knochenverehrung. Der Hades ist in diesem Dialog, überspitzt formuliert, das Gegenmodell zu einer Musealisierung und zu einer Umwandlung menschlicher Überreste in Reliquien. Während hier die Knochenteile das Substitut für das (wissenschaftliche oder religiöse) Ganze darstellen, sind die Dinge dort, was sie sind: bare Knochen, die von ihren ursprünglich benachbarten Teilen getrennt und aus ihrem funktionellen und gestalteten Zusammenhang gerissen sind.

Menippos ist von den nackten und bedeutungslosen Knochen so beeindruckt, dass er sogar ihre Bedeutung in der Oberwelt in Frage stellt. Er kann nicht verstehen, »wie die Griechen nicht merkten, dass sie sich um eines so vergänglichen und verblühenden Dinges willen alle diese Mühe gaben«. Hermes will sich auf keine weiteren Diskussionen einlassen: »Ich habe keine Zeit, mit dir zu philosophieren; suche dir also nach Belieben einen Ort aus, wo du dich hinlagern willst.« (Lukian, S. 188)

Der Hades ist also der Ort, an dem das Vergängliche und das Verblühende, mag es auch noch so eindrucksvoll gewesen sein, seine Geltung verloren hat. Weltliche Attribute wie Macht, Reichtum, Schönheit oder Wohlgeborenheit zählen nicht. Was bleibt, sind die Zeugnisse von intellektuellen Fähigkeiten, Scharfsinn und Esprit, Lust am Widerspruch und ein unbestechlicher Blick auf die weltlichen Belange. Man könnte es auch so wenden, dass die Unterwelt ein Ort ist, an den die Autoren sich begeben, um einen geschärften Blick auf das Leben in der Oberwelt zu tun. In diesem Sinne wird er zum Resonanz- und Reflektionsraum, also einem Ort des Wissens, in dem sich Perspektiven auftun, die im üblichen Diskursfeld verschlossen bleiben. Dabei ist Lukians Knochendialog insofern singulär, als er die einzig markante materielle Ausstattung des Totenreichs erschöpfend und gültig behandelt hat. Seine Nachfolger mussten den Wissensraum anders bespielen.

Niemand hat das virtuoser getan als Bernard de Fontenelle mit seinen *Dialogues des morts* von 1683, die den Auftakt bilden für eine fulminante Blüte der Gattung Totengespräch im 18. Jahrhundert. Selbstverständlich weiß Fontenelle sich seinem antiken Vorbild verpflichtet und erweist ihm seine Reverenz, selbstverständlich liefert er seinen originellen Beitrag zu jenen Querelles des Anciens et des Modernes, die das Fin de Siècle des 17. Jahrhunderts umtreiben. Während das Genre des Totengesprächs im 18. Jahrhundert blühte, hat das 19. Jahrhundert sie nicht so goutiert. Allerdings hat Nietzsche für die »unsterblichen Todtengespräche« Fontenelles ein »Wachstum nach dem Tode« konstatiert. Er rehabilitierte die »kleinen verwegenen Worte über moralische Dinge«, die er bemerkenswerterweise durch die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts bewiesen sah. (Nietzsche, S. 449) Aus dem Aphorismus geht nicht recht hervor, was Nietzsche dabei im Auge hatte. Klar ist jedoch, dass sich die kleinen verwegenen Worte über die Wissensdinge, die bei Fontenelle ebenfalls nicht zu kurz kommen, kaum durch irgendeine Wissenschaft beweisen lassen. Im Gegenteil werfen sie ein helles Licht auf jene, und das ist kein schlechter Start für einen 26-jährigen Gelehrten, der später als langjähriger Sekretär die Geschäfte der Pariser Académie des Sciences führen sollte.





Verzeichniß

der

Herrn J. W. Meil

vortreflichen Sammlung

von

welche

durch

Bei Fontenelle gibt es keinen Menippos und keinen Diogenes, die als launige Talkmaster durch die Totenshow führen. Bei ihm kommen historische Figuren, die vielleicht Zeitgenossen waren, ansonsten aber wenig oder nichts miteinander zu tun hatten, ins Gespräch. Dabei springt ins Auge, dass diese Gespräche keine reine Männerveranstaltung sind. Von 72 Gesprächsteilnehmern, von denen wir annehmen möchten, dass sie die elysische Akademie ausmachen, sind 28 Frauen – ein Verhältnis, das keine einzige irdische Akademie zu irgendeiner Zeit, schon gar nicht heute, erreicht haben dürfte.

Das Verhältnis von Macht und Geist kann, wie man weiß, Opportunitäten gehorchen. Mal werden Fantasie, Neugierde, Kreativität und Nonkonformismus eines wissenschaftlichen Genies – am besten dann, wenn es tot ist – ungefähr so beschworen, wie man mit einer Wünschelrute nach Wasser in der Wüste sucht. Mal wird ein Professor aus der Universitätsstadt xy als theoretisch verblendet, realitätsfern und beinahe Menschen verachtend hingestellt, womit die alten Vorurteile der Politik gegenüber der Wissenschaft auf recht unerfreuliche Weise bestätigt werden. Der Billigkeit halber sei nicht verschwiegen, dass auch das umgekehrte Verhältnis ein langes Register der Irrtümer und Verfehlungen enthält, vor allem wenn der Geist glaubte, sich der Macht andienen zu müssen.

Fontenelle hat diese heiklen Beziehungen in seinen *Totengesprächen* geradezu lustvoll aufgegriffen und ihnen eine überraschende und provokative Wendung gegeben. Allein schon die Zusammenführung des humanistischen Gelehrten Erasmus von Rotterdam mit dem spanischen Kaiser Karl V. barg Zündstoff, denn der eine kämpfte zu Lebzeiten für christliche Toleranz, der andere war ein entschiedener Gegner der Reformation und träumte von einem katholischen Universalreich. Fontenelle nutzt den Freiraum des Elysiums aus, um Erasmus die boshafte Bemerkung in den Mund zu legen, der Kaiser sei eine belanglose Persönlichkeit und einzig durch zufällige Umstände wie Reichtum und Adel zu Ehren gekommen. Daraufhin revanchiert sich Karl V. mit der Behauptung, dass das Wissen des Gelehrten ebenso eine zufällige Mitgift sei wie der Reichtum. Als Erasmus protestierend einwendet, zumindest der Verstand sei nicht dem Zufall unterworfen, kontert der habsburgische Herrscher des 16. Jahrhunderts mit der rhetorischen Frage: »Wie denn, beruht der Verstand etwa nicht auf einem bestimmten Bau des Gehirns, und ist der Zufall etwa geringer, mit einem gutausgestatteten Gehirn geboren zu werden, als von einem Vater abzustammen, der König ist?« Der große Unterschied zwischen Dummheit und Verstand liegt »an beinahe nichts; an einer geringfügig abweichenden Disposition der Nervenbahnen, letztlich also an irgend etwas, das auch die gewitzteste Anatomie niemals herauspräparieren wird« (Fontenelle, S. 109f.).

Bekanntlich haben sich die Anatomen in der Folgezeit nicht immer an diese hellsichtige Mahnung gehalten. Bis auf den heutigen Tag keimt bei jeder technologischen Neuerung immer wieder die Hoffnung auf, den klitzekleinen Unterschied doch irgendwo festmachen zu können. Womöglich gehört diese beharrliche Hoffnung aber auch in ein anderes Kapitel des Erkenntnistriebs, über das sich Artemisia und Raimundus Lullus ihre Gedanken machen. Während die griechische Regentin – ebenso wie die Wissenschaftspolitiker und -manager unserer Tage – der Ansicht ist, dass die Wissenschaft sich doch besser mit den Problemen beschäftige, »die sich lösen lassen, als von jenen zu träumen, in die man nie eindringen wird«, antwortet Lullus: »Alle Wissenschaften haben ihre Chimäre, der sie nachlaufen, ohne sie je erreichen zu können; auf dem Wege aber schnappen sie andere sehr nützliche Erkenntnisse auf.« (Fontenelle, S. 199) So verwegen diese kleine Wissenschaftstheorie auch anmuten mag, es gibt zahlreiche Beispiele dafür, dass sie zutrifft. Nur kann sie nicht bewiesen, gemessen, quantifiziert oder im Science Citation Index aufgefunden werden, und deswegen muss der Wissensraum, in dem sie ihre Wirkung entfalten kann, immer wieder neu geschaffen werden. Ebenso wenig explizierbar ist die im gleichen Dialog zu findende Einsicht, die Fontenelle einen Ehrenplatz unter den Aphoristikern sichert: »Man verlöre rasch den Mut, wenn man sich nicht von falschen Ideen leiten ließe.«

Nun sollten auch die brillantesten Maximen einen nicht davon abhalten, sie noch einmal zu drehen und zu wenden. Mögen falsche Ideen und Chimären auch unverzichtbar sein, so sind sie doch nicht kostenlos, insbesondere dann nicht, wenn sie sich zu Okkultismus und Mysterien verfestigen. Das Zusammentreffen von Molière und Paracelsus in Fontenelles *Totengesprächen* ist hier beispielhaft. Der Einsiedler und fahrende Scholar verteidigt einen elitären und exklusiven Wissensbegriff und meint, dass nur einige auserwählte »große Geister« in die tiefsten Geheimnisse der Welt einzudringen in der Lage sind. Dafür wird er von Molière heftig verspottet. Der Komödiendichter singt ein Loblied auf diejenigen, die nichts von den Mysterien verstehen (wollen), und beklagt, dass »die Natur nicht jedermann die Fähigkeit verliehen [hat], nichts davon zu verstehen« (Fontenelle, S. 246). Sich irren und Chimären anhängen ist eine wissenschaftliche Tugend, Nichtverstehen im Kontrast zu einem allzu schnellen und wohlfeilen Verstehen ist es ebenfalls. Zu den nicht immer ausgeklügelten, dafür häufig anzutreffenden Tugenden gehört die Anerkennung – ein Umstand, der Fontenelle keineswegs unbekannt war. Das akademische Leben ist gespickt mit Ehrungen, Preisen, Festveranstaltungen und -reden, Gedächtnisfeiern und -jahren. Diejenigen, die einmal in den Genuss einer solchen Ehrung gekommen sind, haben dagegen bestimmt nicht viel einzuwenden. Sie vermitteln einem schneller und leichter als andere Situationen das Gefühl, nicht ganz umsonst die Mühen auf sich genommen zu haben. Aber auch hier gilt, dass Lob und Bewunderung ihre Kehrseite haben. Sie erhöhen das Ansehen – und bisweilen den Neid; sie entfachen neuen Elan – und tun bisweilen das Gegenteil, wie bei manchem armen Nobelpreisträger zu sehen, der angesichts dieser höchsten Ehrung verzweifelt nach einem neuen Sinngebiet Ausschau hält. Über die gebotene Vorsicht bei den Lobeshymnen debattieren Augustus und Pietro Aretino. Natürlich ist es für einen römischen Imperator, der mit Elogen überschüttet wurde, nicht ganz leicht, deren Funktion im abgeschmackten Spiel von Macht und Intrige, Günstlingswirtschaft und Eigennutz anzuerkennen. Doch Aretino ist unerbittlich. Der Lobende solle nur ohne Eigennutz handeln, der Gelobte hingegen darauf achten, dass die Angemessenheit gewahrt bleibt. Augustus lässt sich überzeugen und schließt mit einer Einsicht, die man jedem Preiskomitee wünschen möchte: »Die wirklichen Lobeserhebungen sind nicht diejenigen, die uns dargebracht werden, sondern die wir anderen abnötigen.« (Fontenelle, S. 58)

Lassen wir dahingestellt, ob Fontenelle, der größte Elogenschreiber des 18. Jahrhunderts, diese Maxime in jedem einzelnen Fall selbst beherzigt hat. Doch wenn er mit diesen Nachrufen bis in die Gegenwart hinein Epoche gemacht hat, wäre es nun nicht recht und billig, den Geist seiner *Totengespräche* zu reaktivieren? So möchte es vielleicht ein Beitrag zur Verbesserung der Wissenschaften sein, wenn jede Akademie, jede akademische Anstalt sich einen elysischen Raum – um das Wort ›Totensaal‹ zu vermeiden – einrichtet. Dieser Raum wäre kein Ort der Stille oder der Andacht, sondern einer des forcierten Gesprächs, ein Raum, in dem Tacheles geredet wird. Es wären jedoch nicht die Art von Kommissionsgesprächen, wo die Posten verteilt, die Projekte ausgewählt oder abgewickelt werden, und auch nicht die Gremien, die Entscheidungen treffen oder Empfehlungen abgeben. Es werden keine Vorträge, Reden oder Elogen gehalten, und es werden auch – da mögen die Manen Fontenelles besonders strikt sein – keine Podiumsdiskussionen abgehalten.

Der Raum sollte nicht allzu prunkvoll und üppig eingerichtet sein, er darf allerdings auch nicht so Furcht einflößend sein wie bei Homer oder so bedrückend wie am Beginn von Maurice Jolys *Streit in der Hölle*, zu dem Machiavelli mit den Worten anhebt: »Man hat mir gesagt, ich könnte am Ufer dieser öden Küstenlandschaft dem Schatten des großen Montesquieu begegnen. Steht er selber vor mir?«, und Montesquieu trocken antwortet: »Das Wort ›groß‹ kommt hier keinem zu. Aber ich bin der, den Sie suchen.« (Joly, S. 7) Dass alle in diesem Raum nur Schatten sind, darf nicht heißen, dass sie nur Schatten ihrer selbst sind. Vielmehr ist gemeint, dass die Persona, also die öffentliche Position von Ruhm, Macht und Einfluss, außen vor bleiben muss. Sie werden gleichsam an der Garderobe abgegeben. Kurzum: Dieser Raum des Wissens ist ein Unmöglichkeitsraum, und genau das gibt ihm seine Eigenart. Hier kann gesagt werden, was ansonsten ungesagt bleibt. Es versteht sich, dass in diesem Raum die Akademiker nicht unter sich bleiben dürfen. Die Breite des Personals muss derjenigen Lukians oder Fontenelles ebenbürtig sein, auch wenn nicht zu erwarten ist, dass die Götter sich noch einmal auf ein solches Spiel einlassen. Und als Maxime, die über dem Eingang des elysischen Raums hängt, ließe sich der Pariser Akademiesekretär zitieren: »Man darf vermuten, daß die Toten [...] etwas mehr nachdenken, als man das üblicherweise zu Lebzeiten tut. Sie denken gründlicher als wir über die Dinge dieser Welt hier oben, weil sie sie mit mehr Gleichmut und Ruhe ins Auge fassen, und sie denken wohl auch darüber nach, weil sie sich einen Rest von Interesse bewahrt haben.« (Fontenelle, S. 8f.) Und dann trete man ein.

Literatur

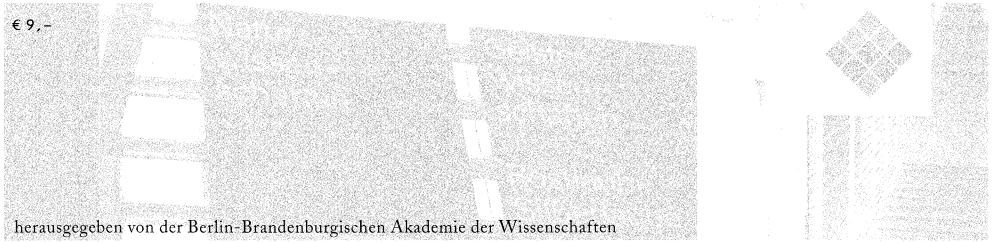
B. de Fontenelle: Totengespräche, übersetzt von H.-H. Henschen. Frankfurt am Main 1991

Homer: Die Odyssee. Reinbek 1958

M. Joly: Ein Streit in der Hölle. Gespräche zwischen Machiavelli und Lukian: Totengespräche, in: ders.: Sämtliche Werke, Band 2. München/Leipzig 1911

F. Nietzsche: Fröhliche Wissenschaft (Buch II, § 94). München/Berlin 1980

€ 9,–



herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

GEGENWORTE

HEFTE FÜR DEN DISPUT ÜBER WISSEN

16. Heft Herbst 2005

Der Mathematiker Günter M. Ziegler erzählt, wo Mathematik entsteht, der Biochemiker Ferdinand Hucho berichtet aus Moskau; Reinhard Kurth schreibt über Vogelgrippe und Politikberatung. Mit Beiträgen über Insel, Urwald, Bibliothek, Schule und Labor als Orte der Wissenschaft (Peter und Marc Weingart, Gabriele Gramelsberger, Gleuzia Schmolders, Ingrid Wünning, Jenni Hildebrand).
Soraya de Chadarevian erinnert an Asilomar, Aleida Assmann an die Zeit vor der E-Mail, Hans-Joachim Queisser berichtet aus Singapur; Michael Wagner räsoniert über das Jenseits.
Helmut Schwarz und Rainer Metzerich äußern sich in Interviews zum Verhältnis von Grundlagen- und Industrieforschung (Hazel Rosenstrauch). Außerdem: Tagungsbeobachtungen von D. Lodge (Welt-Wagen Kraus), ein Blick zurück auf Hippokrates (Christian Brockmann) und nach vorne auf den Wissenschaftsstandort Berlin (Indre Zetzsche).

ORTE – RÄUME – ÜBERGÄNGE

WISSENSCHAFT ZWISCHEN
SCHREIBTISCH & WEB, CLUSTER & JET, INSEL & LAB

Impressum

Herausgeber
Vorstand der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
Beirat
Aleida Assmann, Ferdinand Hucho, Reinhard Kurth, Wulff Plinke, Hans-Jörg Rheinberger
Für den Inhalt verantwortlich
Dieter Simon, Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Verantwortliche Redakteurin
Hazel Rosenstrauch
Redaktionsassistenz
Christoph Mielzarek
Mitarbeiterin der Redaktion
Anna Ivanova-Hörath
Bildredaktion
Indre Zetzsche

Anschrift der Redaktion
GEGENWORTE, Zeitschrift für den Disput über Wissen
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23, D 10117 Berlin
Telefon: (+49 30) 203 70-260
Fax: (+49 30) 203 70-600
E-Mail: gegenworte@bbaw.de

GEGENWORTE erscheint zweimal jährlich, jeweils im Frühjahr und im Herbst.
Anregungen und Vorschläge sind willkommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Mitglied des ›Eurozine Network‹
www.eurozine.com

GEGENWORTE versteht sich als Plattform für einen Disput, die Beiträge im Heft geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

© für die Beiträge bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften bzw. bei den Autoren. Es gelten die Bestimmungen des Urheberrechts. Abdruck nur nach Genehmigung durch die Redaktion und mit genauer Quellenangabe.

ISSN 1435–571 X

Gutscheinige Abbildungen
S. 4, 11, 31, 58, 68: Sargherstellung in Teshie, Ghana © Frederik Poppe, Stephanie Zeiler

Bildnachweis
S. 2, 20: Schildkröten © Ruth Tesmar
S. 14, 15: Aus der Originalhandschrift Hermann von Helmholtz': Über die Erhaltung der Kraft, 1847, Archiv der BBAW
S. 24, 52, 55: Bilder aus dem Lügenmuseum Gantikow © Indre Zetzsche
S. 28: Voltswagen © Peter und Marc Weingart
S. 49, Titelbild Mitte: Laborkittel © Klaus Fritze
S. 51, Titelbild rechts: Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft: Haupthalle, Blick vom 5. OG auf den Aufzugturm. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Hardo Braun
S. 56, 57: Wolkenkratzer © Michael Hoelzl
S. 80: Hippokrates © Christian Brockmann

Die übrigen Abbildungen stammen aus dem Archiv der GEGENWORTE.

Bezugsbedingungen
Preis des Einzelheftes € 9,– zzgl. Versandkosten von € 1,35 (Inland) bzw. € 3,50 (Ausland)
Bezugspreis bei Abonnement (2 Hefte pro Jahr) € 16,– zzgl. Versandkosten von € 3,– (Inland) bzw. € 7,– (Ausland)
jeweils inklusiv MwSt.

Vertriebliche Betreuung, Vertrieb, Abonnement und Anzeigen
Lemmens
Verlags- & Mediengesellschaft mbH
Matthias-Grünewald-Straße 1-3
D 53175 Bonn
Telefon: (+49 228) 421 37-0
Fax: (+49 228) 421 37-29
E-Mail: info@lemmens.de
www.lemmens.de

Bestellungen von Abonnements und Einzelheften richten Sie bitte an den Verlag. Selbstverständlich können Sie GEGENWORTE auch für Dritte (Freunde, Institute, Kollegen) abonnieren. Hierzu legen Sie bitte der Abokarte formlos die Rechnungsadresse bei.
Informationen über die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften und die Inhaltsverzeichnisse der Hefte 1 bis 16 finden Sie im Netz unter www.gegenworte.org

Korrektorat und Herstellung
Edition diá, Berlin
www.editiondia.de
Layout und Satz
Rainer Zenz, Berlin
www.rainerzenz.de
Entwurf
atelier : [doppelpunkt], Berlin
Druck
Courir-Druck GmbH, Bonn

Wir freuen uns, nicht zuletzt aus Gründen der Wirtschaftlichkeit, über Anzeigen, sofern sie mit dem Selbstverständnis des Herausgebers und den Zielen der Zeitschrift vereinbar sind. Über Anzeigenpreise und Konditionen informiert der Verlag.